

Neue Wochenscheide

Nr 41

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

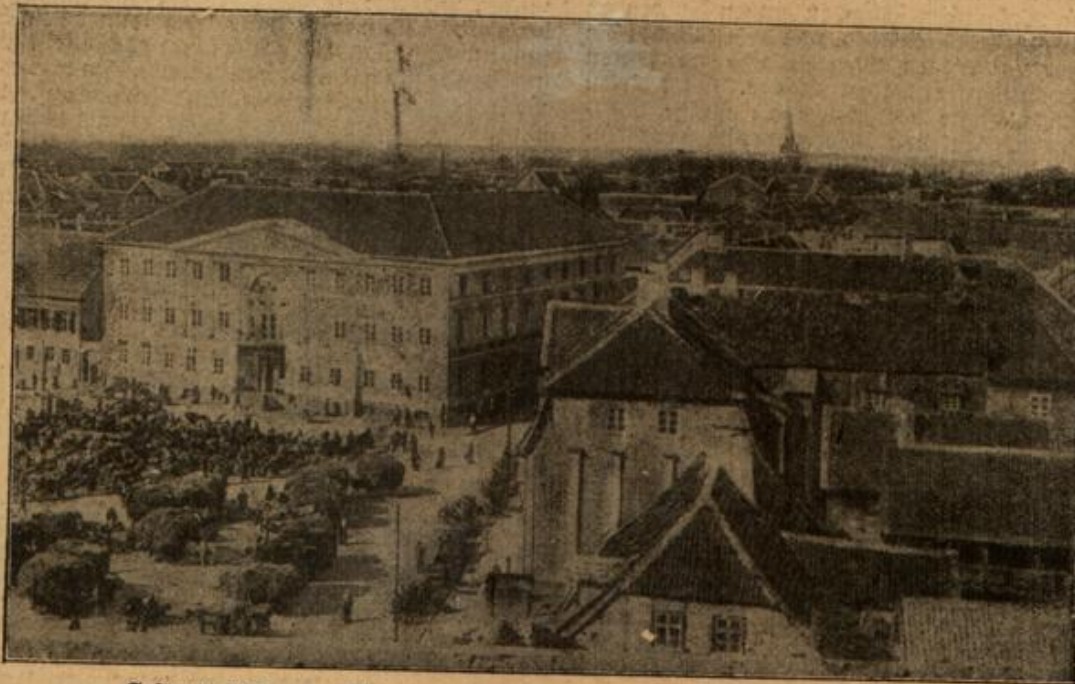
1915.

Der Komödiantenbauer.

Erzählung von Franz Wichmann.

Du weißt, Seppl, daß ich immer gut gegen mein Leute bin und euch gern einen Wunsch erfülle. Heute noch kannst gehen. Aber mach deine Sache gut." Und der Bauer gab dem ängstlich aufhorchenden Knechte genaue

(1. Fortsetzung)
"Den kann er haben. Und da nimm den Brief. Den gibst dem Bruder. Und wenn er ihn gelesen, merktst dir genau, was er sagt. Geh, such ihm den Mantel hervor, Weib — und jetzt, Seppl, reis' mit Gott."
Wie gerne wäre Justina selbst an des alten Knechtes



Gesamtansicht von Mitau, der alten Hauptstadt der Herzöge von Kurland.

Verhaltensmaßregeln. „Wenn du weißt, wie es mit dem Melchior steht, so schreibst mir gleich heraus. Der Brief kommt schneller als du. Hast mich verstanden?“

„Freilich, Bauer. — Aber recht schön bitten tät ich — schau, so kann ich doch nicht in die Stadt reisen, bei der Kälte und dem Schnee.“

„Was willst denn noch?“

„Wennst vielleicht einen warmen Mantel hättest.“

„Über den brauch' ich doch selber.“

„Könnt' ja ein alter sein. Mir tut er's schon.“

„Ich weiß schon Rat“, mischte sich Justina ein, „doben am Speicher liegt ja noch des Vaters alter Lodenmantel, der mit dem dicken Kragen, derselbe, in dem ihn der Schlag getroffen.“

Stelle nach dem entfernten Rauhenstein, der Hauptstadt des kleinen gleichnamigen Fürstentums, gewandert, das sie im Maldonertal schlechtweg die „Stadt“ hießen, und hätte den so unerwartet wieder zum Leben Erstandenen begrüßt. Ihr Herz gehörte ja immer noch dem Nachbarsbuben, dem Gespielen der Jugend, dem Geliebten ihrer ersten erwachenden Sehnsucht. Dominik hatte wohl nie etwas geahnt, daß sie Melchior geliebt und der Bruder ihr herzlich zugetan gewesen war. Und wenn auch, er als der Erstgeborene, dem Hof und Haus gehörte, würde sie dennoch zum Weibe begehrt haben. Er war ja der Stärkere, denn das Geld allein ist Macht in den Augen der Menschen, und auch ihr Vater hatte nicht anders gedacht. Melchior aber, der als Zweitgeborener kein eigenes

Hauswesen gründen und nicht heiraten konnte, wollte sich nicht in diese von alters hergebrachte Bestimmung seines Heimatales finden. Ein unbändiger Freiheitsdrang besaßte ihn; an einer Scholle, die nicht sein eigen war, mochte er nicht haften. So war er, dem Zorn des Vaters trohend, als junger Bursche, ungewissen Zielen zustrebend, in die weite Welt hinausgezogen und verschollen. Aus einer Stadt Norddeutschlands, wo zufällig ein geborener Dedenbacher wohnte, war vor vier Jahren die letzte Kunde gekommen.

Damals war der Melchior, der eine prächtige, kraftvolle Stimme besaß, mit einer Tiroler Sängergesellschaft herumgezogen. Seither hatte man nichts mehr von ihm gehört. Als dann nach dem Tode des Bauern Dominik als alleiniger Besitzer des Hofes um Justinas Hand angehalten, hatte ihr Vater sich ohne weiteres einverstanden erklärt, und dem Mädchen, das nie etwas anderes als gehorchen gelernt, war keine andere Wahl geblieben, als dem ungeliebten Manne die Hand zu reichen. Wenn sie auch Melchior nie vergessen konnte, war sie doch getreulich ihren ehelichen Pflichten nachgekommen. Allmählich aber, je mehr sie den Charakter Dominiks, seine Habgier, seinen herzlosen Geiz, durchschaute, war in ihrem Herzen eine stille Erbitterung gegen ihren Gatten herangewachsen. Dominik kannte nur den einen Lebenszweck, Geld zu verdienen, ihm opferte er jede Rücksicht, jedes menschliche Gefühl. Das von dem Vater übernommene Geschäft bot ihm Gelegenheit genug, diesen Trieb zu befriedigen. Die meisten Bewohner des armen Maldonertales lebten von der Holzschneiderei, und das Material ihrer bescheidenen Kunst lieferte das weiche und zarte Holz der Zirbenkiefer, die gerade auf dem Boden seiner Bestimmung prächtig und üppig gedieh. Dominik lieferte das wertvolle Holz, das er in seinen Waldungen schlug, in großen Fuhren an den reichen Verleger in Rautenfels, von dem es dann die armen Schnitzer in kleinen Mengen und zu teuren Preisen für ihren Bedarf erwerben mußten. Aber diesen Holzhandel vernachlässigte der Bauer die übrige Wirtschaft beinahe ganz. Auf den Feldern wuchs mehr Unkraut als Frucht, das Vieh war schmutzig und ungepflegt, in den Vorratskammern herrschten Maden und Schimmel. Justina war die einzige, die auf dem Zirbenhof, wenn auch vergeblich, noch gegen die traurige Verwahrlosung des Besitzums ankämpfte. Da sonst überall Ordnung und Sauberkeit herrschte, so war der Zirbenhofbauer im Tale nirgends beliebt, und wenn ihn die Bauern von Dedenbach gleichwohl zum Gemeindevorstand gewählt hatten, so war es nur um des lieben Vorteils willen geschehen, den sie sich von der Gewandtheit, Schlaueit und Energie Dominiks in allen geschäftlichen Angelegenheiten versprochen.

Das alles ging durch den Kopf der jungen Frau, als sie mit dem alten Knecht zu dem geräumigen, doch finsternen Speicher emporstieg, und machte sich unwillkürlich in einem Seufzer Luft, mit dem sie Seppl den endlich mit Mühe in einem schmutzigen Winkel gefundenen, verstaubten Rodenmantel des alten Zirbenhofers übergab.

Der Knecht prüfte mit grinsendem Behagen den schweren, wolligen Stoff des abgedankten Kleidungsstückes und hing es sich dann vergnügt um die knöchigen Schultern.

„Der hält noch warm, der ist schon recht für mich.“

„Bring' auch dem Melchior einen schönen Gruß von mir,“ meinte Justina. „Was auch die Leute reden, ich weiß, er ist brav und gut geblieben.“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Und sag ihm, daß ich ihn nie vergessen hab, Seppl.“

„Will's schon machen,“ sicherte der Knecht, mit den Augen zwinkernd. Wenn man in Dedenbach ihn auch für etwas beschränkt hielt, so dumm war er doch nicht gewesen, um nicht zu wissen, wie schwer vor Jahren Justina den Melchior hatte scheiden sehen. „Wenn ich nur nicht so höllisch Angst hätte!“

„Angst, vor was?“

„Nun, vor der Stadt halt. Weißt ja, Bäuerin, daß

ich noch nie aus Dedenbach hinausgekommen bin — und jetzt die weite Reif.“

„Den Kopf wirds wohl nicht kosten“, lächelte Stina.

„Wenn ich nur nichts Dummes mach' und mein Geld glücklich heimbring.“

„Wenn du erst in Rautenfels bist und den Melchior gefunden hast, wird er dir schon helfen,“ tröstete die Bäuerin.

Das hoffte der Seppl auch, und eine halbe Stunde später trat er, in seinen Mantel gehüllt, einen langen Stod in der Hand und den Proviantfack auf dem Rücken, die weite Wanderung nach Bergkirchen an, wo ihn die Post aufnehmen und zur vier Stunden entfernten Station Hinterauen bringen sollte. Von da führte ihn die Eisenbahn der Stadt zu.

Am Nachmittag des nächsten Tages nach Rautenfels gelangt, hatte sich der alte Seppl sogleich auf die Suche nach dem Lotteriebureau gemacht, denn die Geldsache lag ihm am nächsten und ging ihm noch über den Auftrag des Bauern. Als er endlich seinen Gewinn in der Tasche hatte, dachte er zunächst daran, sich ein Quartier zu suchen, um dann dem Melchior Vinazer nachzuforschen. Aber das alles ging nicht so rasch, als er sich gedacht. In der Stadt gab es gar zu viel zu schauen. Immer wieder blieb er stehen und gaffte. Sogar der junge Fürst des Landes, der erst kürzlich dem hochbejahrten, verstorbenen Vater in der Regierung gefolgt war und bisher in Wien gelebt hatte, sollte zurzeit in seiner Residenzstadt sein. Ein richtiger Fürst — Herrgott, wenn er den sehen könnte! So oft er einer bunten Uniform ansichtig wurde, zog er seinen Hut und erkundigte sich bei den Leuten. Die verstanden ihn gar nicht oder lachten den dummen Bauern aus. Doch darüber grämte sich der Seppl nicht weiter, und seine Neugier blieb unbezwinglich. Es wurde bereits dunkel, und er hatte noch immer kein Logis gefunden. Die Gasthäuser sahen ihm alle so fein und sauber aus, daß er sich gar nicht hineintraute. Da war es doch das Beste, er suchte, wie er war, den Melchior auf. Wenn der ihn nicht behalten konnte, schaffte er ihm doch wohl eine Unterkunft. Zum Unglück trug die Straße, die der Bauer ihm aufgeschrieben, einen französischen Namen, den er nicht aussprechen konnte, und keiner der Vorübergehenden, die er um Auskunft fragte, begriff, was er wollte. Trostlos irrte er in den Gassen umher und buchstabierte sich an den Ecken mühsam die Straßennamen zusammen. Indessen wollte keiner zu seiner Adresse stimmen. Eben war er bei seiner Beschäftigung auf einen freieren Platz geraten, an dem ein großes, dunkles Gebäude lag. Vor dem hellerleuchteten Eingang desselben, zu dem breite Treppentufen emporführten, drängte sich eine dichte Menschenmenge. Da gab es etwas zu sehen, da mußte er auch hin.

„Der Fürst, der Fürst — — da kommt er — hurra, hoch!“ schrien die Leute.

Seppl brach sich mit seinen knöchernen Ellenbogen rücksichtslos Bahn durch das Getümmel. Den Anblick durfte er sich nicht entgehen lassen. Gerade kam er noch recht, um den eleganten Wagen vor dem Portale halten zu sehen. Ein reich gallonierter Diener sprang vom Bode und öffnete den Schlag. Dann, während die Umstehenden ehrerbietig die Hüte zogen, schritt ein hochgewachsener Mann in blauer, mit goldener Stickerei besetzter Uniform die Stufen empor und grüßte freundlich nach allen Seiten. Seppl riß vor Bewunderung die Augen weit auf. So also sah ein Fürst aus! Und das große Gebäude war jedenfalls das Schloß, in dem er wohnte. Eben wollte er eine Frage tun, als es schon wieder etwas anderes zu sehen gab. Die Leute schoben sich neugierig vom Portale weg nach der Seite des Gebäudes, wo an einer Nebentür abermals ein Wagen hielt. Ein Herr in Schnallenschuhen, mit weißen Strümpfen und schwarz-samtenen Kniehosen, in rotem, silbergesticktem Rod, den Degen an der Seite und einen dreieckigen Schiffsbus auf dem Kopfe, stieg aus. Von seiner Brust strahlte ein großer Orden.

(Fortsetzung folgt)

Fußkissen und Fußschemel.

Die moderne Innenarchitektur hatte während einer ganzen Reihe von Jahren mit den früher üblichen, im Wohn- und Damenzimmer unentbehrlichen Fußkissen aufgeräumt. Nirgends war ein solches Möbel mehr zu sehen, außer in ganz altmodischen Wohnungen, in denen natürlich — den Fußkissen angemessen — nur ganz rüchständige Menschen hausen konnten. Ja, man selbst hatte sich von dem Anblick und der Benutzung der Fußkissen ent- wöhnt, daß ich zunächst selbst nicht hätte sagen können, daß sie es waren, die mir die beiden traulichen Wohnzimmer unserer lieben Klostertante im adeligen Familienstift so über alle Maßen gemächlich erscheinen ließen. Tante Hanne wurde achtzig Jahre alt — und in einer Wohnung, die eine Achtzigjährige bewohnt, wenn sie auch noch so rüstig ist, läßt man sich doch wohl eine Fülle altmodischer Dinge, auch altmodische Fußkissen, gefallen. Da standen und lagen sie vor dem Sofa, vor den breiten, be- haglichen Lehnstühlen, die durchaus nicht Anspruch auf den Namen Klubessel machten, vor hundert oder mehr Jahren ge-

noch trifft, diese Art liebenswürdigster Güte und selbstverständlichen Dienstes, da ist eine wundervolle zarte Kultur dabei, die eben so zart ist, daß sie kaum beachtet wird.

Es ist ganz sonderbar: nicht Menschenfreundlichkeit, nicht Dienst- gefälligkeit jugendlicher Personen, nicht die „Mode“, die sich in ihrer Launenhaftigkeit gelegentlich gern auf alte Kulturbüchlein befinnt, hat das Interesse am Fußkissen neu belebt, sondern einfach das kurze Kleid und der elegante, der „individuelle“, der neue Schuh und der Schuhluxus. Man braucht neuerdings das Fußkissen nicht, um eine bequeme, dem Körper das Ausruhen ermöglichende Stellung einzunehmen, sondern um die eleganten Schuhe, die sämtlich aus Alchenbrödel's Glaspantoffel entstanden zu sein scheinen, noch besser sehen zu lassen. Beim Gehen, beim Stehen sieht man die Schuhe, muß sie sehen, nun mußte dafür gesorgt werden, sie nicht beim Sitzen auf dem profanen Fußboden oder dem Teppich zu übersehen, man mußte eine Erhöhung „erfinden“, auf der die Schuhe sich recht präsentieren. Die Erfindung war nicht schwer, das alte Fußkissen war ja noch in guter Erinnerung, man beginnt nun, es zu modernisieren. Samt — Plüsch — Stramin- stiderei! O ja — das alles kann gelten, aber besser ist Seide, ist



Polnische Flüchtlinge, die von den Russen mitgeschleppt worden waren, passieren Lublin auf dem Rückzuge nach der Heimat.

fertigt wurden und unseren Klubesseln sehr ähnlich sahen, vor dem Stuhl am Nähtisch am Fenster, und eine ganze Reihe ver- schiedenartiger Kissen war in der Ofenecke aufmarschiert. Und die Damen, die zur Gratulation kamen, alle mit ganz neuzeit- lichen Gedanken und viele, die in Amt und Beruf stehen, die liebäugelten mit den Fußkissen.

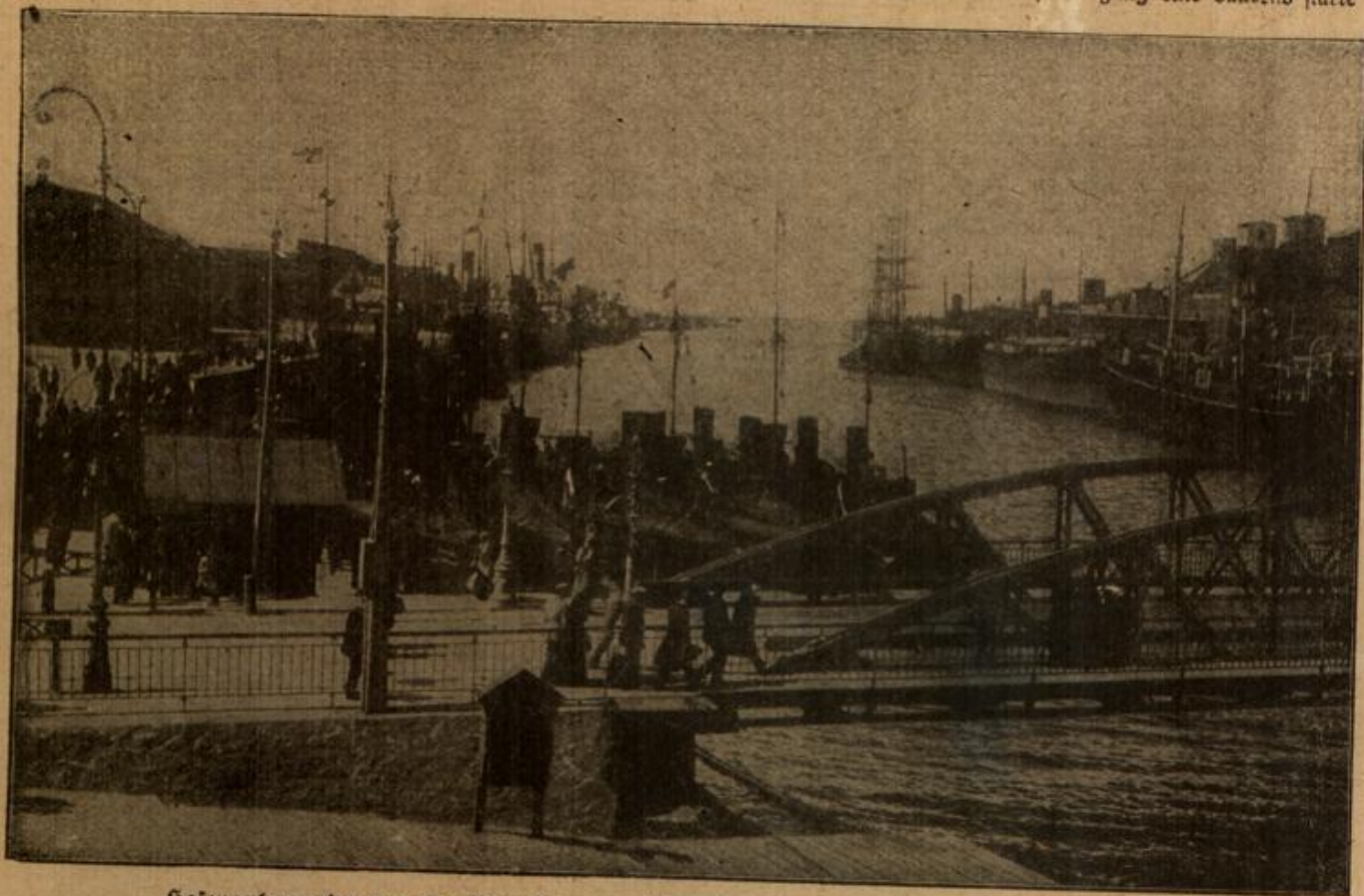
Ja, die Oberlehrerin sagte sogar: „Entzückend, daß man hier Fußkissen hat, ich werde in den meisten Wohnungen müde, weil ich meine Füße nicht stützen kann — hier zu sitzen, wenn man stunden- lang in der Klasse gestanden hat, ist Wohltat!“ Dabei fiel mir ein, daß daheim in meinem Elternhause auch Fußbänke und Kissen ge- wesen waren, die, zu den Sofas und Lehnstühlen passend, in lila und grünem Plüsch, und die andern, die nicht Kissen waren, sondern auf vier hübschen, festen bezogenen Holzfüßen standen, hatten Kleider von bunter Stramin- oder Perlstiderei an. Und wenn Mutter Besuch bekam, und ich gerade anwesend war, gleich hieß es: „Kind, hol der Tante ein Fußkissen.“ Das war damals, als solche kleinen Dienste seitens der Kinder noch selbstverständlich waren und nicht gegen das „Selbstgefühl der kleinen Persönlichkeiten“ verstießen. Früher — und das war reizend — bückten sich auch junge Mädchen, junge und reifere Frauen gern, um alten Damen ein Fußkissen zuzuschieben. Für derartige kleine Aufmerksamkeit, die Rücksicht und Freundlichkeit gebieten, hat man allgemein keine Vorliebe, auch leider kein Verständnis mehr. Wo man sie aber, ganz vereinzelt,

Spitzen- und Leinenarbeit in weiß, schwarz oder bunt, ist Handanger, Nischen, Rantille- und Plattstiderei. Daß man sich auf wasch- bare Bezüge für Fußkissen besonnen hat, ist eine sehr praktische Neuerung, wie sie eigentlich für die neue Zeit mit den Errungen- schaften moderner Gesundheitspflege selbstverständlich ist. Graue Leinwandstoffe mit bunter Seidenstiderei können nicht nur hübsch, son- dern auch elegant wirken. Denn „zu viel Eleganz“, wie sie ja bald auch wohl wieder für diese neuen Fußkissen proklamiert werden wird, ist doch vom Ubel. Das Fußkissen soll ja doch gerade die Unterlage für den eleganten, den überraschenden, den „künstlerisch empfundenen“ Schuh sein. Das Fußkissen, das zu elegant ist, beeinträchtigt ja die Wirkung des Schuhs. Was aber noch von Vorteil für diese neue Mode der alten Fußkissen ist: man hat wieder einen Gegenstand mehr, den fleißige und geschickte Frauenhände ausgestalten und schmücken können. — Bei der großen, bei der enormen Bedeutung, die die Handarbeiten aller Art, die die Nadeltechniken des Inlandes und aller fernsten und fremden Länder des Nordens und des Südens wieder für die Frauen haben, ist diese Bereicherung sehr willkommen. Abgesehen fertigt und schmückt man die modernen Fußkissen, auch die, welche für dasselbe Zimmer bestimmt sind, nicht etwa über- einstimmend, sondern verschieden. In Form, in Höhe, in Farbe, in Handarbeitstechnik, nur eins ist für alle nötig: die Griffe, an denen man sie hochnimmt, schiebt, trägt, müssen haltbar gearbeitet und haltbar befestigt sein. Grifflose Fußkissen sind ein Unding.



Das windigste Land der Erde
 scheint nach den Erfahrungen der australischen Südpolar-
 expedition die Küste von Wilkesland zu sein, die den gerade südlich von
 Australien gelegenen Teil des antarktischen Festlands begrenzt.

über die Geschwindigkeiten hinaus, die auf Berggipfeln gemessen
 worden sind. Diese pflegen im Winter als der windigsten Jahres-
 zeit im Gebirge höchstens 65 Kilometer in der Stunde zu erreichen.
 Daß im Süd-Margebiet die Luftbewegung eine dauernd starke



Hafenanlagen der von deutschen Truppen besetzten ehemaligen kurländischen Stadt Libau.

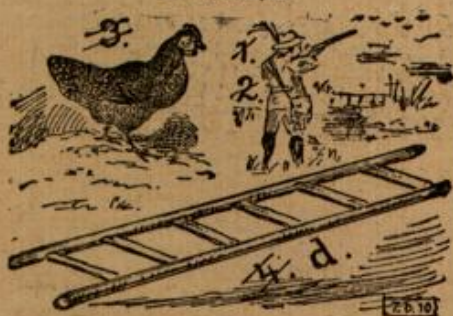
Nach den über ein ganzes Jahr ausgedehnten Beobachtungen von
 Dr. Mawson erreichte dort die Windgeschwindigkeit im Jahres-
 durchschnitt etwa 77 Kilometer in der Stunde, während in kürzeren
 Zeitabschnitten Stürme, die über 160 Kilometer in der Stunde
 zurücklegten, keine Seltenheit waren. Dieser Betrag geht sogar

ist, wußte man freilich schon aus den Erfahrungen der Schifffahrt
 im südlichen Eismeer, noch mehr von früheren Forschungsreisen
 im antarktischen Festland, doch liegen jetzt zum erstenmal Messungen
 vor, die sich auf längere Zeit erstrecken.

T.

Unsere Rätsellecke

Bilderrätsel.



Scherz = Scharade.

Halb Berlin gibt das Erste,
 Ganz Berlin, ja ganz Deutschland machen
 Zweit und Drittes vom Ganzen
 Und von dessen ruhmreichen Laten
 Gegen die wilden Kosakenhorden.

Anagramm.

Tiber, Serie, Silen, Tanger,
 Leda, Rinde, Streich, Neige,
 Abel, Tonne, Leim, Eros,
 Rade, Palme.

Von jedem Wort ist durch
 Umstellung der Buchstaben ein
 anderes bekanntes Hauptwort
 zu bilden (wie Erbin — Bir-
 ne). Die Anfangsbuchstaben
 der neuen Wörter müssen im
 Zusammenhang eine hohe mi-
 litärische Würde bezeichnen.

Scherzhafte Inschrift.

S

Perpentikel

Rätsel.

Merkt auf, was ich euch hier gebracht!
 Ich hab ein Wörtchen ausgedacht.
 Wer ihm hat Kopf und Fuß genommen,
 Wird f — i — e als Rest bekommen.

Nachdruck der Rätsel und Aufgaben verboten.
 Die Auflösungen erfolgen in der nächsten Nummer.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben
 aus voriger Nummer:

Bilderrätsel: Dachstube.

Aufgabe: Frau Gertrud hatte 168 Eier.

Wechselrätsel: Kette, Rutte,